

Katharina Pressl

Andere Sorgen

Roman

Residenz Verlag

Die Arbeit an diesem Buch wurde vom Land Kärnten unterstützt.

LAND  KÄRNTEN
Kultur

© 2019 Residenz Verlag GmbH
Salzburg – Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Thomas Kussin/buero 8
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at
Lektorat: Jessica Beer
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

ISBN 978 3 7017 1706 4

2

Ich frage Mama, ob sie Tee möchte, obwohl ich weiß, dass sie kaum welchen trinkt. Mit einer wegwerfenden Handbewegung nickt sie genervt und sagt: »Jedenfalls will das Personal damit hinausgehen. Die Leute aufklären. Schilder basteln, Zettel austeilen.«

Ich klappere mit Tasse, Teeei und Kanne herum. »Ausgerechnet du willst der Kirche ins Kreuz fallen?«, frage ich sie und bewege meine Augenbrauen auf und ab.

Wieder bewegt sie ihre Hand so, als würde sie zusammengeknülltes Papier in den Abfalleimer werfen, und das Papier wäre das, was ich sage. »Ach, hör mir auf, du!«, sagt Mama. Sie sieht mich ernst an, gibt der Tischplatte mit der offenen Hand einen Klaps und sagt das Wort »Bürgerversammlung«, als würde es alles erklären, als müssten mir Schuppen von den Augen fallen.

Mama wartet meine Reaktion nicht ab, sie spricht unbeirrt weiter: »Das kann es wirklich nicht sein, bei allem Respekt, aber dass man für Gott arbeitet, ich meine, richtig arbeitet für Gott, wer denkt sich so etwas aus.«

Ich spüle mein Schmunzeln mit einem Schluck Tee hinunter. Ihre Tasse steht unberührt neben ihr. »Aber was weißt du denn schon von richtiger Arbeit«, sagt Mama wie beiläufig.

Ich überdrehe die Augen. Dass ich nicht Vollzeit arbeiten muss, weil ich nicht arbeite, um in Zukunft ein Haus zu bauen und Kinder zu bekommen, sondern für ein aushaltbares Leben in der Gegenwart, scheint nach wie vor ein Thema zu sein.

»Nur weil du nie etwas ungezwungen gemacht hast«, sage ich, lache kurz auf, schiebe den Stuhl zurück, stehe auf und drehe mich weg. Ich versuche Zeit zu gewinnen, um dann zurückzurudern. Irgendwer von uns beiden explodiert bald, aber mir ist nicht danach. Mama starrt ihre Tasse an und dreht sie im Kreis. Plötzlich ist sie das Kind, trotzig auf der Eckbank.

»Was weiß ich. Könntest ruhig ein bisschen helfen, wenn du schon hier bist.« Sie nimmt einen Schluck Tee und verzieht das Gesicht. Ich erkläre ihr, dass ich mich um das Haus kümmere. Sie dürfe nicht versuchen, die ganze Hand abzureißen, wenn jemand den Finger hinstreckt. Und sie wisse genau, welcher Meinung ich bezüglich des Streiks sei: man dürfe sich nicht zu viele Hoffnungen machen. Ich warte, bis sie aufgibt, weil ich so ruhig bleibe.

»Und du weißt, ich fahre übermorgen wieder.«

Der Satz hallt nach, bis sich das kleine Zimmer in Stille hüllt. Nach einer Weile sieht Mama auf und erkundigt sich nach meinen Essensplänen, über die

wir explosionslos diskutieren können. Ich nehme ihren Versuch, die Wogen zu glätten, an. Ich bitte sie um Tipps und Hilfe und somit um Verzeihung.

Ab und zu spricht sie von *draußen*. Für Mama ist alles, was nicht ihr kleines Apartment ist, *draußen*. Draußen gäbe es Maria, nach der sie immer klingeln könne, wenn sie etwas brauche. Draußen gäbe es Arno, der habe eine Liste, was alles zu tun sei für den Streik, und es gäbe viel zu tun. Ich sehe Mama nicht an, weil ich weiß, dass ich, würde ich es tun, eine Lawine an moralischen Gründen losretzen könnte, warum es das Richtige wäre, sich jetzt und hier für diesen kleinen Streik, in diesem kleinen Ort und für die eigene Mutter einzusetzen. Ich lenke sie mit Geschichten von *ganz draußen* ab, erzähle von ihren Nachbarn, vom Haus, von Neuigkeiten im Ort, von Marvin, den sie noch kennt. Auch an seine zerrissenen, mit Aufnähern gespickten Hosen, deren Aufschriften, die seinen damaligen Welthass ungefragt zum Ausdruck brachten, kann sie sich noch erinnern. Als ich gehe, umarme ich sie fest, weil es das letzte Mal ist, bevor ich fahre, und weil ich nicht weiß, wann ich wiederkomme.

Ich ziehe meinen Mantel an und wickle den Schal um den Hals, während ich den Gang entlang auf die Ausgangstür zugehe. Ich muss stehen bleiben, um den Reißverschluss zu schließen. Ich entferne mich weiter. Nach der Hälfte der Strecke gebe ich auf und schnaufe laut. Ich drehe mich um und gehe zu Arno,

der mich am ersten Tag zu Mutters Zimmer geführt hat und jetzt hinter der Glasscheibe an der Rezeption sitzt. Er spricht mit einer Pflegerin, vermutlich ist es Maria. Ich unterbreche sie und frage nach der Liste. Ich trage mich für »Flyer machen, drucken und verteilen« ein und schreibe »Social Media« und »Zeitungartikel« unten dazu. Arno sieht mich an, mit einem Blick, der zu seinem Äußeren passt. Auch die Pflegerin hat aufgehört, den Zettel in ihrer Hand zu inspizieren, und beobachtet mich. Ich zucke mit den Schultern und drehe mich weg. Ich gehe mit festen Schritten, die durch den Flur des Altersheims hallen, zum Ausgang.

Ich schreibe Jola, dass ich doch noch länger bleibe. Ich versuche, es mit wenigen Worten zu begründen. Ich probiere es mit der Bürgerversammlung. Mit Hausausräumen. Ich lösche alles wieder und wissend, dass es nicht der Wahrheit entspricht, schreibe ich, dass ich noch länger bliebe, weil es dringend sei und nicht anders gehe. Ich rufe bei meiner Agentur an und sage, dass ich noch mehr Urlaubstage bräuchte, dass ich jedoch den Artikel über die Druckerpatronen von zu Hause aus machen könnte. Ich bin auf den Vorwurf, zu kurzfristig Bescheid zu geben, vorbereitet. Wieder verweise ich darauf, dass es ein persönlicher Vorfall sei, der mich dazu zwingt, und dass man Verständnis dafür haben müsse. Man gewährt mir Urlaub, und als ich auflege, fühle ich mich wie meine Mutter.

Im Haus werke ich noch immer am Größten. Die Arbeit geht schleppend voran. Die Zeit ist mir feindlich gesinnt. Ich ordne eine lange Reihe von Topfpflanzen nach ihrem Verfallszustand. Die Lebendigsten versuche ich am Leben zu erhalten. Ich versuche herauszufinden, ob sie den im Herbst herumtorkelnden Winter besser draußen überleben würden, oder ob ich sie in anderen Häusern unterbringen soll. Einmal am Tag muss ich mich mit solchen oder ähnlichen Fragen zu Mutter ins Zimmer verbinden lassen. Wegen des Streiks ist ständig anderes Personal da. Meist hebt ein Zeitarbeiter ab, der mich noch nicht kennt. Mutter schreit bei jedem Anruf glücklich »Hallo!« in den Hörer und ist überschwänglich gut gelaunt, als würde sie jedes Mal aufs Neue erfahren, dass ich noch länger hierbleibe. Den Rhododendron müsse ich unbedingt zu Gerd stellen, sagt sie, ihm gefalle er ja so gut. Bei den meisten sei alles egal, die seien robust.

»Sie könnten doch im Haus bleiben?«, fragt Mutter und bemüht sich, unschuldig zu klingen. Ich erinnere sie, dass, nach meiner Abreise, die nicht vollends abgesagt ist, niemand täglich hier sein und nach dem Rechten schauen werde. Irgendwann müsse das ganze Haus leer sein. Man könne es nicht inklusive der Pflanzen verkaufen. Sie atmet geräuschvoll aus.

Um sie abzulenken, frage ich nach der Hohen Wonne und will wissen, wie die Vorbereitungen laufen.

Mutter erzählt, dass es im Altersheim nur so rumort. Es wuseln alle möglichen Sätze herum, zu denen mit der Faust auf den Tisch gehauen wird. Es tummeln sich Meinungsbilder und Floskeln. Die Alten und die Pfleger sprechen untereinander, gegeneinander, miteinander, durcheinander. Manche beschwerten sich über die Überstunden, und manche darüber, dass eine Lohnerhöhung auch nichts verbessern würde. Ein paar murmeln, dass anscheinend, um die eine Ausbeutung zu verringern, eine neue nötig sei. Andere sagen, dass ihnen die Augenringe des Pflegepersonals lieber waren, als jeden Morgen einem neuen Zeitarbeiter ihren Namen und ihre Krankheiten aufzählen zu müssen. Sie streiten, ob das jetzt wirklich etwas bringe, wenn sich Maria mit einem Holzstecken, auf den ein Plakat geklamert sei, auf den Hauptplatz stelle, ob sie denn auf ein Gerichtsurteil angewiesen wären, ob es nicht immerhin um sie selbst ginge, und ob sie eine Ungerechtigkeit nicht genau erkennen würden, wenn sie eine vor Augen hätten.

»Und dann hat Walter gesagt«, ruft meine Mutter durchs Telefon, »zwar vor schlecht sehenden Augen, aber immerhin vor Augen.« Sie lacht schallend, so dass es egal ist, ob ich lache oder nicht.

Abrupt hört sie auf und erzählt forsch, dass sie von Arno erfahren habe, ich hätte mich eingetragen, um einen Zeitungsartikel zu schreiben. »Wenn ich das noch einmal höre«, sagt meine Mutter, »dass das hier ein guter Ansatz sei, um das große, ganze Problem zu

verstehen, könnte ich auch bei jedem Unkraut, dass ich ausreiße, schreien: ›Du großes, ganzes Problem!«

Ich weiß nicht genau, auf was und wen sie sich bezieht.

»Mama, ich habe gar nichts gesagt! Was soll das heißen: ›Wenn ich das noch einmal höre?«

»Du weißt genau, was ich meine«, sagt sie. »Du bist diesem Marvin nicht unähnlich. Nie lässt du eine Gelegenheit aus, etwas als Beweis für deine Weltsicht herzunehmen.«

Ich bin überrumpelt. »Welche Weltsicht, Mama?«

»Es hat sich erledigt. Arno und ich haben beschlossen, wir brauchen keinen Zeitungsbericht, wir brauchen überhaupt gar keine Dokumentation. Es wissen eh alle Bescheid.«

Ich schweige trotzig. Dann halt nicht.

»Was ist mit diesen Kakteen über dem Fernseher?«, frage ich.

Mutter lacht auf und sagt: »Nichts wie weg. Ich glaube nicht, dass dein Herr Vater sie noch braucht.« Das gibt uns Platz für eingeübte Papa-Hänseleien, und da wir zu keinem besseren Schluss mehr kommen können, legen wir auf.

Vor der Altstadt befindet sich ein lang gezogener Parkplatz mit einer überdachten Bushaltestelle. Am Tag der Bürgerversammlung tummelt sich dort ein plastikverhülltes Grüppchen, das versucht, sich vor dem Regen zu schützen. Aus den Schlitzten in den Plastiküberwürfen stehen Hände hervor, die Schil-

der mit aufgemalten Botschaften halten. Ich gehe über den rissigen Asphalt auf sie zu. Die Plastiksäcke werden zu Arno und Maria, die kommt, wenn Mutter auf einen Knopf drückt, weil sie etwas von *draußen* will. Um sie herum sind Menschen, von denen ich nicht weiß, ob ich sie schon einmal gesehen habe oder nicht. Ich stelle mich zu Arno und übergebe ihm den Karton mit den ausgedruckten Flyern, die einen Überblick über die Situation vermitteln sollen. Er bedankt sich.

»Bei Regen wohl umsonst«, fügt er hinzu. »Keiner kommt in die Stadt, und wenn, werden die Zettel sofort nass.«

Ich versuche, die Augen fokussiert zu halten, sie nicht kreisen zu lassen, sie nicht einmal ein bisschen zu verdrehen, versuche, nicht mehr vom weißen Augapfel herzuzeigen als unbedingt nötig. Ich sage: »Ach, der Regen kann uns nicht aufhalten«, und mache eine motivierende Handbewegung.

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, antwortet Arno humorlos.

Ich sage nichts mehr. Ich bin nicht die Einzige. Andere stehen auch statisch und stumm.

Einige wenige Frauen scherzen und reden euphorisiert über Schilder und Flyer. Immer, wenn jemand zum Parkplatz fährt oder unter einem Regenschirm in die Stadt eilt, läuft Maria auf die Person zu, drückt ihr einen Flyer in die Hand und versucht so, ins Gespräch zu kommen. Nach jedem gescheiterten Versuch bemüht sie sich, ihre Herangehensweise zu

optimieren. Sie beginnt mit: »Das ist keine Werbung.« Zeitweise probiert sie, ihre Aufgabe an andere abzutreten, aber keiner will. Da es nach einiger Zeit seinen Reiz verliert, Maria bei ihrem Gewusel zwischen den stehenden Plastikmenschen und den vorbeieilenden Regenschirmen zu beobachten, beginnt mein Antrieb zu schwinden. Dafür bin ich also hiergeblieben. Ich habe Zeit in die Flyer investiert, anstatt mich auf das Hausausträumen zu konzentrieren. Ich sehe aus, als hätte ich mich als unglückliches Bonbon verkleidet, statt endlich den Druckerpatronenartikel zu schreiben und meine Chefs zu besänftigen. Ich bin nirgendwo statt dort, wo ich hingehöre. Ich versuche mich aus dieser Stimmung herauszumanövrieren. Diese Laune kenne ich von mir und ich habe keine Lust auf mich in dieser Form. Also frage ich Arno nach seinen Kindern. Er habe keine. Ich frage ihn nach seiner Einschätzung des Streiks. Schnell müsse man sein, sonst sterben einem die Alten weg.

Ich lache auf.

Er sieht mich an den Bügeln seiner Brille vorbei an und dann wieder weg.

Ich gebe auf.

Am Parkplatz hört man mehrere Autotüren zuschlagen. Maria startet ihren aufgeregten Gang in Richtung Auto und wühlt währenddessen in ihrer Umhängetasche nach Flyern. Sie drückt sie Marvin und seiner Begleitung in die Hand. Ich beobachte, wie Marvin sich zu Maria beugt, etwas fragt, mehrmals

nickt, zur Bushaltestelle zeigt und dann alle dem Regen davon und auf uns zueilen. Marvin und die beiden anderen, die aus demselben Auto ausgestiegen sind, gehen durch die Gruppe der Plastikmenschen. Sie begrüßen die, die sie kennen, und stellen sich bei den anderen mit strahlenden Gesichtern vor.

Judith, hallo. Ja, genau vom Grinschnig die Jüngste. Gut geht's ihm! Das ist Marvin. Wir sind bei der Hauswilderei dabei. Hi, ich bin Marger, wie geht's?

Die Runde durch die kleine Gruppe der Regenmäntel ist eine aufgeweckte Tour, die auf so positive Reaktionen stößt, wie sie die Hauswildereileute mit ihren breiten Grinsern herausfordern. Dem Gespräch, in das mich Marvin mit Judith und Traudi, einer Pflegerin, verwickelt, folge ich nur unordentlich. Meine Augen sind bei den Alten, die gerade auf die Ankunft der Hauswilderei reagieren. Die Hauswilderei hat ihren üblichen Trick durchgeführt. Die meisten Menschen, die die Hauswilderei nicht kennen und nur ab und zu ein oder zwei Satzketten über sie gehört haben, verachten sie oder finden sie zumindest verrufen oder auf die eine oder andere Art gefährlich. Wenn sie jedoch tatsächlich Marvin, Marger oder Judith begegnen, werden sie in ihren schrullig-lustigen Bann gezogen. Abrakadabra und die, »die auch immer nur glauben, sie wissen eh alles besser« oder »anscheinend keine anderen Sorgen haben«, werden plötzlich zu idealen Schwiegersöhnen oder wünschenswerten Schwiegertöchtern. Ich freue mich nicht über die soziale Eleganz der Haus-

wilderei, vielmehr verärgert sie mich. Vielleicht verabscheue ich sie sogar.

»Gut, dann holen wir sie ab«, höre ich irgendwo Marvin sagen.

»Was?«, rufe ich, aus meinen Gedanken gerissen.

Während meine Aufmerksamkeit woanders war, haben sie beschlossen, die Alten mit Marvins großem Auto abzuholen und hierherzubringen, wenn nötig, fahren sie zweimal.

Traudi war ohnehin der Meinung gewesen, dass es wichtig sei, die Alten mitzunehmen, sie wollten sowieso in die Stadt. Ein grandioser Plan sei das, ruft sie laut, und hält dabei zwei Daumen in die Höhe. Marvin holt die Alten. Marger und Judith gehen in die umliegenden Cafés und Geschäfte und teilen Flyer aus, weil irgendwo seien die Menschen ja, auch wenn es regne. Ich stehe weiter stumm da.

Am nächsten Tag erfahren die Alten, die Hauswilderei und ich aus der Lokalzeitung, dass das Verfahren zur Überprüfung, ob das Personal des Altersheims streiken dürfe, nicht eingestellt oder zurückgezogen werde. Die Bürgerversammlung sei wahrgenommen worden. Eindeutige und rechtsgültige Aussagen könnten aber nicht einseitig getroffen, sondern müssten offiziell diskutiert werden. Der Termin bei Gericht, an dem entschieden werden solle, ob ein Streik überhaupt zulässig sei, sei Ende nächsten Monats. Vor Weihnachten will man dieses Thema endgültig abgeschlossen haben. Vor Gericht aussa-

gen würden Vertreter und Verantwortliche beider Seiten. Besonders hässlich sei es laut Bericht, die, für die man behauptet, bessere Betreuung zu fordern, zu missbrauchen und bei widrigen Umständen und fraglichem Gesundheitszustand »auf die Straße zu zerren«. Über dem Text sieht man ein Bild von einigen Personen, darunter die Alten, Mutter, Marvin, Judith und einige plastiküberzogene Pfleger, die sich im strömenden Regen auf die Bushaltestelle zubewegen. Tatsächlich sieht niemand besonders glücklich aus. Bei der Bürgerversammlung hätte man schwören können, dass alle über die Sprechchöre, die Marger sich zusammen mit den Alten ausgedacht hat, gelacht haben. Die Alten wären möglicherweise noch immer dort, wenn Maria nicht irgendwann ganz aufgeregt geworden wäre und sofort alle heimbringen wollte, als hätte sie eine böse Vorahnung gehabt. Es wäre nicht gelungen, die Alten wären nicht wegzubewegen gewesen, wenn Judith nicht mit Krapfen vom Café zurückgekommen wäre und diese strategisch klug als Belohnung für diejenigen präsentiert hätte, die so lieb wären und sie ein bisschen im Altersheim herumführten.

In den regelmäßigen Besprechungen, die beim Krapfenessen vereinbart wurden, soll die neue Rotation der Aufgaben geklärt werden. Siebzig Prozent der Aufgaben könnten externe Zeitarbeiter abdecken. Es kommen in undurchschaubaren Abständen neue. Deswegen werden die Aufgaben, die als wichtig ein-

gestuft werden, von den Alten selbst übernommen, die sich untereinander abwechseln: Menüplan erstellen, einkaufen, Ausflugsdonnerstag planen und Post austeilen. Man könne den Zeitarbeitern nicht trauen, weil sie so oft wechselten, hat das Plenum beschlossen. »Ist auch kein Wunder bei der Bezahlung«, rief Christi. »Vor dem Streik ist nach dem Streik«, sagte Anni. Hofi, der im Plenum immer neben ihr sitzt, sagte: »Für die Futzis helf' ich nichts beim Streik.«

Ich beginne mich daran zu gewöhnen, dass alte Menschen solche Gespräche gern mit anschwellendem, grunzendem Gelächter und einer kurzen Berührung am Oberarm beenden.

Ich höre bei den Treffen aus Interesse zu, und weil es eine Abwechslung vom Hausausträumen ist. Es wurde mir und der Hauswilderei erlaubt, teilzunehmen, unter der Bedingung, nicht aufzuzeigen.

»Ohne vorher aufzuzeigen, darf man nicht sprechen«, sagt Mama zu mir und Judith, die ein bisschen abseits neben mir sitzt. »Was ihr wollt, will hier keiner. Immer geht ihr zu weit.«

Mutter stemmt eine Hand in ihre Taille. Judith und ich mustern sie.

Sie dreht sich um, geht samt ihrer angewinkelten Hand zu Walter und fragt, ob er denn endlich seine Uniform entsorgt habe, oder ob er noch immer glaube, irgendein Museum interessiere sich für riechende Jacken wie seine.

»Hau ab, was geht dich das an!«

Walter lacht auf, meine Mutter lacht mit und sie greifen sich gegenseitig an den Oberarm.

Die Leute der Hauswilderei sind nach ihrem Auftreten bei der Bürgerversammlung gerne gesehen. Marger scheint mit seiner Lesefanten-Runde gut anzukommen. Ich habe versucht, ihn zu überzeugen, dass kein 90-jähriger Mensch sich einem Lesekreis anschließt, der sich Lesefanten nennt.

»Ich schäme mich jedes Mal, wenn ich Lesefanten ausspreche«, sage ich zu Marger.

»Ach was. Ein bisschen lustig, ein bisschen lieb und die Leute sind irgendwie Elefanten für mich.«

»Marger. Das kannst du nicht machen, sag ihnen nicht, sie sind wie Elefanten für dich.«

»Ich muss ja nicht erklären, warum es so heißt.«

Die Alten lieben Marger, selbst wenn er ihnen erklärt, sie seien Elefanten für ihn.

Als ich vom Altersheim zum immer leerer werdenden Haus fahre, ist ein Tumult in mir, es fühlt sich an, als wäre es das Herz. Der Himmel trägt zusätzlich tragische Farben, und ich habe das Gefühl, dass es schwieriger ist, als man annehmen möchte, die Dinge so zu sehen, wie sie sind.

Morgen einkaufen mit dem Trivial Pursuit Gewinners team. Übermorgen zerplatzen aus Nichtigkeit oder Verkopfung.

Ich denke an die Stadt, an Jola, an die Agentur, an mein fehlendes Wissen über unterschiedliche

Druckerpatronen, an meine fehlende Überzeugung, dass die Mühen des Streiks sich lohnen würden, an Mutter, an das Haus.

Schließlich, aus einer Flause heraus, aus einem erst durch den Körper und dann durch das Gehirn zuckenden Gefühl, entscheide ich mich zu bleiben. Ich entscheide mich, im nächsten Monat noch nicht weg zu sein. Ich entscheide mich, im nächsten Monat immer noch und weiter und lang schon weiter als irgendwann angenommen nicht weg zu sein.